

Spitze, aber darunter sind wir aus Stahl.

Wir reden uns weiterhin ein, dass wir bloß in den Urlaub fahren, nur kurz weg sein werden. Die Blicke im Flughafen belehren uns eines Besseren.

Beatriz nimmt meine Hand. Das tut gut. Die Wächter in Olivgrün beobachten jede Bewegung, die wir machen. Ich spüre etwas Beruhigendes in Beatriz' Angst, diesem Riss in der Fassade. Ich lasse sie nicht los.

Unsere Welt ist unwiderruflich verschwunden, und die, die sie ersetzt hat, kenne ich nicht.

Über die Abflughalle hat sich ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit gelegt. Man sieht es in den Augen der Männer und Frauen, die darauf warten, ins Flugzeug einzusteigen. An ihren müden Schultern, an dem Schock, der

sich in ihre Gesichter gegraben hat, an den Besitztümern, an die sie sich klammern. Auch an den kleinen Kindern ist es zu merken. Ihr Lachen wird von dem Pesthauch erstickt, der sich über uns alle gelegt hat.

Für uns ist das früher ein schöner Ort gewesen. Wir begrüßten unseren Vater, wenn er von einer Geschäftsreise zurückkam, und saßen auf denselben Sitzen, wenn wir voller Vorfreude auf unseren Urlaubsflug nach New York warteten.

Wir lassen uns nieder. Beatriz sitzt mir zur Rechten, Maria zur Linken. Isabel hat sich ein Stück weiter weg gesetzt. Ihr Schmerz lastet auf ihren Schultern wie ein bleierner Umhang. Das, was wir hinter uns lassen, wiegt schwer, und der Verlust hat verschiedene Abstufungen.

Meine Eltern halten sich an der Hand, die Finger ineinander verschränkt. Eine solche Geste der Zuneigung habe ich selten bei ihnen beobachtet. Ich sehe Sorgen in ihren Augen, ahne den Kummer in ihren Herzen. Wie lange werden wir fort sein? Wann werden wir zurückkommen? Was für ein Kuba werden wir erleben, wenn es so weit ist?

Wir warten seit Stunden. Die Sekunden ziehen sich geradezu ins Unendliche. Mein Kleid fühlt sich kratzig an, an meinem Hals laufen Schweißperlen herab. In meinem Bauch macht sich Übelkeit breit, in meinem Mund ein bitterer Geschmack.

»Ich muss mich übergeben«, sage ich leise zu Beatriz.

Sie drückt meine Hand. »Nein, musst du nicht. Wir haben es gleich geschafft.«

Ich dränge die Übelkeit zurück und starre auf den Boden. Die Blicke der Fremden bohren sich in mich hinein. Gleichzeitig fühle ich mich wie in einem Vakuum, aus dem jedes Geräusch herausgesaugt wurde, einmal abgesehen vom gelegentlichen Rascheln der Röcke und den vereinzelt Schluchzern. Es ist wie im Fegefeuer. Wir warten und warten.

»Die Maschine ist zum Einsteigen bereit.«

Mein Vater erhebt sich mit knackenden Gelenken. Er ist in den zwei Monaten sichtlich gealtert, seit Präsident Batista geflohen ist, seit die Revolution in unsere Ecke der Insel vorgedrungen ist. Emilio Perez war einst einer der reichsten und mächtigsten Männer von ganz Kuba. Inzwischen unterscheidet sich mein Vater kaum von den anderen Männern im Raum. Wir sind alle

Bürger ohne Staat, verwaist durch die Umstände.

Mit meiner freien Hand greife ich nach Marias.

Sie ist still, ganz so, als hätte sie die Realität endlich begriffen. Wir alle sind still.

Hintereinander gehen wir über das Rollfeld, ernst und wortkarg. Kein Lufthauch ist heute zu spüren, die Hitze erdrückend, die Sonne sticht in den Rücken. Vor uns ragt drohend das Flugzeug auf.

Ich schaffe das nicht. Ich kann nicht weg. Ich kann nicht bleiben.

Beatriz zieht mich voran. Wir bilden eine Reihe, wir Perez-Mädchen. Ich gehe weiter.

Widerwillig schieben wir uns ins Flugzeug. Die Stille bricht auf, als die gedämpften Stimmen lauter werden und eine Kakophonie